

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Richard Nordhausen.

Achtundsechzigster Band.

(Nr. 27—52.)



Berlin 1905.

Verlag der Gegenwart.

II

37550

Register.

Achtundsechzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
Das „fixirte“ Norwegen. Von Dr. Cajus Moeller	1
Noch allerlei Neutrales. Von Major a. D. Karl v. Bruchhausen	20
Die Geschichte der deutschen Marocco-Politik. Von Ax.	33
Deutschland und Dänemark im Kriegsfall. Von Major a. D. Karl v. Bruchhausen	34
An die deutschen Fürsten. Von Robert Jaffé	49
Zur Polenfrage. Von Th. Franke (Wurzen)	65
Alte und neue Colonialwirthschaft. Von Johannes Gaulke	68
Zur Psychologie des Antisemitismus. Von L. D.	81
Japan und Europa. Von Prof. Dr. Ritter (Ludenwalde)	83
Oesterreich-Ungarns militärische Lage. Von Theodor von Sosnosky	97
Socialdemokraten in den Ministerien? Von Robert Jaffé	99
Der moderne Imperialismus. Von Johannes Gaulke	100
Die britische Uebungsflotte in der Ostsee 1905. Von Franz Eichenhardt	113
Deutsche Wünsche und Bedenken. Von Dr. Rudolf Bachfeld	114
Die militärische Bescherbe-Ordnung. Von Miles	118
Die Unterseeboot-Frage in Deutschland. Von Submersus	129
Ungarisch-Magyarisch. Von Kurd von Stranz	131
Amerikanische Machenschaften. Von Kurd von Stranz	145
Ein neuer Zweibund. Von Robert Jaffé	161
Die Socialdemokratie von heute. Von Dr. Fritz Diepenhorst	177
Für die Arbeiter! Von Robert Jaffé	193
Russen und Polen in der Reichsduma. Von Dr. Cajus Moeller	212
Revolutionäre Kriegführung. Von Erich Tottleben, Leutnant a. D.	210 226
Japan nach dem Kriege und Kiautschau. Von Dr. Fritz Diepenhorst	225
Die Vortheile der geistigen Wünderwerthigkeit vor dem Gesez. Von Walter Lomalla	228
Unsere Rechtsnoth. Von Dr. Winterstein (Cassel)	241
Die Secession in der freisinnigen Vereinigung. Von Dr. Cajus Moeller	273
Eine Partei der Einbrecher und Diebe? Von Robert Jaffé	299
Japan, China und die anderen Mächte. Von Karl Walcker (Leipzig)	305
Der Heize. Von Robert Jaffé	321
Das norwegische Königthum. Von Anton Weis-Ilmenried.	323
Die Lehren eines Zukunftskrieges. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen	337
Weltpolitische Neubildungen. Von Dr. Fritz Diepenhorst	338
Zum Tode Hendrik Witbooi's. Von Generalmajor a. D. Leutwein, vormalig Gouverneur von Deutsch-Südwest-Afrika	353
Diplomatie. Von Emil Mauerhof (Potsdam)	369
Der Verzicht auf die Säcularfeiern in München und Stuttgart. Von Dr. Cajus Moeller	372
Anwesenheitsgelder. Von Freidank	387
Discite moniti! Von Robert Jaffé	401

2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.

Naturbilder aus Spanien. Von Curt Grottewitz	60
Gartenstädte und Bebauungspläne. Von Obergeringieur Otto Geißler (Groß-Lichterfelde)	132
Ueber die Grenzen der medicinischen Aufklärung. Von Oberstabsarzt Neumann (Bromberg)	148
Die Dampf-Turbine. Nach dem Englischen des Charles A. Parsons, frei bearbeitet von Woldemar Schüze (Hamburg)	373 406
Das Ausleseprincip Darwin's und das Sparsamkeitsgesez. Von Dr. Th. Zell	405

3. Vermischte Aufsätze.

Sichte als nationaler Erzieher. Von Prof. Th. Achelis (Bremen)	2
Die Armen und Glenden. Von Hans Eschelbach	17
Der dumme Kerl von Wien. Von D. Gold	22
Satisfaction. Von Stauf v. d. March	35
Noblesse oblige. Von Dr. W. L. Fritzsche (Berlin)	52
Der Kampf mit dem Durchschnitt. Von H. Bartolomäus	53
Dr. Edoardo Vaccari's Kongofahrt. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen	70
Das Attentat auf den Synodsprocureur. Von Dr. Cajus Moeller	85
Etwas vom „goldenen Boden“. Von Dr. Winterstein (Cassel)	101
Die Frage der Rassenverschlechterung. Von Karl Walcker (Leipzig)	117

	Seite
Die Aussterbenden. Von Walter Ehrlich	133
Der Streif. Von Dr. M. Wagner (Berlin)	146
Gehört die Frau in's Haus? Von Georg Fuhrmann (Müllrose i. Wart)	162
Das constitutionelle System im gewerblichen Leben. Von Dr. M. Wagner (Berlin)	165
Zur Lehrerbildungsfrage. Von Wilhelm Föllmer	166
Vom Manöverfelde der schweren Principienreiterei. Von Dr. Max Adler	178
Die Ergänzung der Officiere des Friedensstandes. Von Miles	179
Die Kunst des Athmens. Von Dr. Heinrich Pudor	181
Die Schiffspanzerplatten des uns verbündeten Italiens. Von Major a. D. Karl v. Bruchhausen	194
Co-Education. Von Margarethe Kossak	195
Bildungstäuschungen. Von H. Bartolomäus	197
Die Fleischnoth. Von Dr. Winterstein (Cassel)	209
Gewerkschaften und socialdemokratische Partei. Von Dr. M. Wagner (Berlin)	243
Die Weltsprache. Von Mil Richter	245
Das Wesen des Mittelstandes. Von H. Bartolomäus (Krotoschin)	257
Der deutsche Handel und die Landgesellschaften der westafrikanischen Schutzgebiete. Von Louis Müller (Berlin)	258
Die Gleichberechtigung der verschiedenen kirchlichen Richtungen in der evangelischen Kirche. Von F. W. Otto (Nadebeul)	260
Volksthumpädagogik. Von Dr. Heinrich Pudor	274
Prostitutions-Utopien. Von Paul Bchorlich (Leipzig)	275
Der Verkauf deutscher Güter an Polen. Von Dr. F. Diepenhorst	291
Rotheitsverbrechen. Von P. Asmussen (Leck)	293
Der Capitalismus als Schöpfer neuer und Vernichter alter Werthe. Von Johannes Gaulke	306
Selectaschulen und Selectaschüler. Betrachtungen über ein brennend gewordenes Thema von Eugen Reichel	309
Kommiss-Speculation	326
Das Eigenthum. Von Freidank	340
Die Veredelung der Feste. Von Dr. Heinrich Pudor	341 357
Vorschläge für neue Steuern. Von Robert Jaffé	371
Die geistige Ueberbürdung auf höheren Schulen. Von Wilhelm Föllmer	385
Vom Umgang mit modernen Menschen. Von Richard Schaukal	387

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Schiller's letzte Stunden. Ein Act von Max Bemer	10
Rniftern und Flüstern. Von A. Halbert (Breslau)	29
Der Verbotene. Von Martin Beradt	41
Hagedorn. Von Ewald Gerhard Seeliger	60
Von der gebildeten Elffe. Von C. Eysell-Kilburger (Frau Victor Blüthgen)	76
Silhouette. Von Max Adler	93
Der Brand (1842). Hamburger Ballade von Ewald Gerhard Seeliger	109
Nippes. Drei Skizzen von Martin Beradt	125
Großmutter. Von Richard Schaukal	141
Ehe man Mensch wird. Eine kleine Arzttragödie von Josef Stugin	157 174
Der Traum vom Lande. Skizze von Hans Schönfeld	189
Die alte Gouvernante. Skizze von H. v. Beaulieu (Hannover)	202
Zwillingspaar von Seelen. Ein skizzirter Roman von Max Brod (Prag)	220
Die schwarze Binde. Von Martin Beradt	235
Der Pan auf dem Schrank. Von Martin Beradt	251
Einsam. Novelle von Sophie Breum	266
Die Stadt zum ewigen Leben. Von Max Adler	283
Großstadtbraut. Skizze von Freya von Dohme	300
Coco. Von Guy de Téramond	315
Der Großvaterberg. Von Lotte Gubalke	331
Judith. Von Detta Zilken	347
Nägel. Von Max Vittrich	347
Im Himmel geschlossen. Zwei Capitel von Martin Beradt	362
Gattenehre. Von Charles Le Goffic	378
Die vier Teufel. Von Max Hochdorf	395
Jugend. Von H. v. Beaulieu (Hannover)	411
Neujahrnacht-Traum. Von Rudolf Krauß (Stuttgart)	412

Aus der Hauptstadt: Von Eugen Reichel: Ein Wort zum Thema: Königliche Bibliothek in Berlin 13.

— Pique-Vube 14.

Aus der Hauptstadt: Von Timon d. F.: Verse 15. Die Seeschlacht bei Odeffa 31. Die R.-Depeche 77. Für die heiligsten Güter der Nation 94. Der Pilz im Blumentopf 190. Suum cuique 254. Aus der Woche 317. Patrioten 398.

— Die Politiker 30.

— Von Ajax: Drei Leuchten der Staatskunst 43. Die Bekenntnisse des Herrn Delcassé 77. Die Kleiderfrage an den Höfen 222. Herr von Müller 285.

— Märktische Erholungsstätten 45.

— Paß und Panne 62.

— Reise-Verdruß 77.

— Bad Kuhnheim 111.

— Von Carl von Wartenberg: Das Recht unserer Kleinen auf Schlaf 142. Parade-Ferien 204.

— Kurnig 158.

— Von C. Gysell-Kilburger: Das Märchen vom klugen Königreich der Glücklichen 175.

— Von Felix Heilbut: Keine Anti-Kritik 190.

— Anti-Kritik 205.

— Mit dem Bleistift 221.

— Von Caliban: Unten durch 237. Berliner Zeitfragen 252. Brunke von Braunschweig 301. Berliner Spaziergänge 332. Die Börse — oder „Das Leben“ 379. Vor den Coulissen 397. Berliner Chronik 413.

— Von H. J.: Ein deutscher Officiersbursche 252.

— Von H. Ernst: Der Kulturkampf gegen den Alkohol 253.

— Von Wilhelm Föllmer: Wie es am Waterberg zugeht 269.

— Die Coulisse 316.

— Von C. v. W.: Nachklänge zu den diesjährigen Kaisermanövern 317. Der Hauptschuldige 396.

— Freidant: Die Lässigkeit der Berliner 332.

— Von Richard Schaukal: M. S. B. 333. Andreas von Balthesser oder der „Dilettant“ und der „Literat“ 363.

— Bußtag 348.

— Von Dr. W. L. Frijzche: Der Arzt als Volkserzieher 363.

5. Literarische Aufsätze.

a) Essays.

Eine falsche Prophetin. Von Max Hochdorf 4

Weib und Mann. Von Alexander v. Padberg 4

Paul Brulat. Von Max Hoffmann 8

Wie Bahnen zum Miserabilisten wurde. Von Anton Korwan (Homburg v. d. H.) 25

Zwei Gedichtbücher. Von Eugen Reichel 55

Künstlerromane. Von Felix Heilbut 59

Wilhelm Arminius. Von Ernst Ludwig Schellenberg 73

Eine neue Ausgabe der Werke von Heinr. v. Kleist. Von Prof. Dr. Th. Achelis 74

Heinrich Mann. Von Paul Friedrich 89

Peter Cornelius. Von Robert Jaffé 103

Max Burkhard. Von Jul. Kraus 105

Hippolyt Taine's Einfluß und Beispiel. Von Karl Noeßel 106.

Alexander von Gleichen-Ruhwurm. Von Bruno Sielmann 119

Der fünfzigjährige Meisterpoet Badens. Von Eugen Reichel 121

Vom neuen Adel. Von Robert Jaffé 136. 153

Deutsche Novellenbücher. Von Julius Norden 138. 216

Englands neuzeitliche Bühnenliteratur. Von M. K. Rohe 150

Italienische Naphoden des socialen Glends. Von C. Gagliardi 152

Des Sängers Fluch. Von Johannes Proeß (Stuttgarter-Degerloch) 168

Glossen zur ästhetischen Erziehung. Von Richard Schaukal 171

Der Charakter. Ein Essay von Otto zur Linde 183

Die Romantik der Landstraße. Von Johannes Gaulke 198

Verleger und Kritiker. Von A. Halbert (Breslau) 199

Dichtung und Wahrheit. Von Herbert v. Berger 200

Eduard Grisebach der Bücherliebhaber. Von Ludwig Tränkel 214

Peter Hille. Von Bruno Sielmann 230

Rikka Gan's Saga. Von Arthur Rothenburg (Schweden) 232

Ein altes Buch. Von Felix Heilbut 234

Künstler und Journalist. Von Richard Schaukal 246

Maupassant's Bahnsinnsweg. Von Jul. Kraus (Wien) 249

Adalbert Stifter. Von Eugen Kalkschmidt 261

Culturwerthe. Von Karl Hoffmann (Charlottenburg) 263

Ein baltischer Dichter. Von Max Hoffmann 277

Zur Psychologie des Familienblattes. Von Dr. phil. Christine Touaillon 278

Der Deutsche und seine Schule. Zwanglose Betrachtungen von Dr. Otto zur Linde 296

Der Einfluß sexueller Polarität auf die Lyrik. Von Paul Friedrich 312

Zur Würdigung Heines's. Von Karl Hans Strobl 326

Eine neue Geschichte der russischen Literatur. Von Max Hochdorf 328

Styl-Experimente. Ein Rückblick und Ausblick. Von Johannes Gaulke 344

Officiers-Glend. Von Major a. D. Karl v. Bruchhausen 360

Repräsentanten moderner Lyrik. Von Bruno Sielmann 376. 392

Goethe-Briefe. Von Prof. Th. Achelis (Bremen) 390

Hilligenlei. Von F. Frieße 408

b) Bühne und Bühnenkritik.

Das Theatergeschäft. Von Johannes Gaulke 91

Der Theaterdirector als Kritiker. Von A. Halbert (Breslau) 343

Der Schauspieler und die Gesellschaft. Von Dr. Max Pollaczek 375

Dramatische Aufführungen: Hidalla (Wedekind) 238. 285. Der Schwur der Treue (Blumenthal) 238. 285. Jungfer Ambrosia (Servaes) 238. Jahrmarkt in Pulkwitz (Harlan) 238. 285. Stein unter Steinen (Sudermann) 255. Andaloſia (Endli) 285. Rätchen von Heilbronn 302. Der Herr Haushofmeister (Barrie) 302. Die heilige Sache (Schmidt) 365. Ghetto (Heyermans) 365. Der Froschkönig (Edart) 380. Zwischenspiel (Schützler) 380. Marquis von Keith (Wedekind) 413. Ein Feiertag (Fellingner) 413. Nemesis (Pferhofer) 413. Die harte Frucht (Bracco) 413.

6. Bildende Künste.

Chaos. Von A. K. Müller 28

Theater und Volksthum. Von Robert Jaffé 38

Leising's Laotoon. Von D. Wentorf 39. 217

Der deutsche Künstlerbund in Berlin. II 46

Von belgischer Kunst 62. 94

Zur Aesthetik der Bewegungsspiele. Von Dr. Heinrich Pudor 71. 86

Frantisek Bilek. Von Jul. Norden 126

Van de Velde. Von Dr. Heinrich Pudor 139

Frauen im Kaufsch. Von G. Heuser, Architekt (Köln) 156

Die Sehnucht nach der Farbe. Von Robert Jaffé 187

Aus unsern Kunstsalons. Von Jul. Norden 206. 380. 414

Das Modellstehen. Von Dr. B. Hülse 207

Die scenische Darstellung bei Jan Steen. Von Dr. Max Adler 219

Eine Böcklin-Ausstellung. Von Jul. Norden 238

Bild und Rahmen. Aesthetische Betrachtungen von Henri du Jais 264

Der Kunstsalon Fritz Gurkitt. Von Jul. Norden 270

Die Politik der Seceſſion. Von A. K. Müller 270

Peter Behrens. Ein Rückblick auf seine Entwicklung von Dr. Heinrich Pudor 295

Claude Monet. Von Jul. Norden 302

Hippolyte Taine's Kunstkritik. Von Hans Benzmann 314

Zur Aesthetik des Waldes. Von Dr. Heinrich Pudor 330

Wilhelm Hammershjöi. Von Jul. Norden 334

Berliner Fächerausstellung. Von Jul. Norden 349

Die alte Spitalkirche in Jena. Von Dr. Wilhelm Mießner 361

Künstlerisches Spielzeug. Von M. Richard Graef 391

7. Musik.

Musikalisches Gehör und Raumsinn. Von M. Richard Graef 173

8. Notizen.

Baedecker 191. Barsch 335. Baudissin 367. v. Beaulieu 350. Behrmann 399. Bethge 382. Bibliographisches Institut 191. 223. Bismarck 287. Bleibtreu 383. v. Blomberg 399. Boelitz 239. 287. Brachvogel 367. Brüggmann 383. Brudmann 335. Conrad 383. Dahn 398. Denecke 383. Deutsche Verlags-Anstalt 190. Devrient 399. Dresdner 127. Drews 351. Celso 382. Eppan-Benegal 367. Felder 367. Find 350. 351. Fontane 31. Geiger 383. Gide 15. 31. Goethe 191. Gregori 382. Grisebach 415. Gumpenberg 398. Hamerling 286. Hein 366. Hettner 271. Heyermans jr. 159. Jlg 382. Jacobsen 399. Keller 367. v. Kleist 15. Kohut 367. Kraepelin 382. Krauß 382. Kühnemann 287. Kuprin 383. Lilienthal 350. Lingg 239. v. Loë 350. Maennel 382. Martersteig 191. Meyer 47. 286. 335. Mießner 351. Pfizner 303. Preisdanz 366. Proeß 15. Reuter 398. Richert 319. de la Rochefoucauld 367. Rößler 367. Salzer 335. Schiller 399. Schröder 367. Spemann 335. 398. 399. Stavenhagen 382. v. Taube 287. Trautwein 255. Willinger 47. Wagner 127. Walter 382. Wiener 351. Wilde 287. Wundt 399. Zahn 335. Ziegler 319. Zwiedineck-Südenhorst 399.

9. Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal der Strafvollzug. Von Rudolf Graff 79. Noch einmal Paß und Panne. Von Aug. Polich und Dr. Rudolf Fürtz 95. Post-Bureaokratie und Nationalbewußtsein in der Provinz Posen 207. Noch einmal „Die Aussterbenden“. Von J. Weber 223. Noch einmal das Wesen des Mittelstandes. Von Paul M. (Berlin) 319. Unser Styl 350. Der Frieden in West-Afrika. Von H. C. 381. Das dritte Geschlecht. Von Farrer C. 398. Nachmittags um einhalb Vier 413. Nachmittags um halb Vier 415.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Sie beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 30.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Seccession in der freisinnigen Vereinigung. Von Dr. Cajus Moeller. — Volksthumpädagogik. Von Dr. Heinrich Pudor. — Prostitutions-Utopien. Von Paul Zischorlich (Leipzig). — Literatur und Kunst. Ein baltischer Dichter. Von Max Hoffmann. — Zur Psychologie des Familienblattes. Von Dr. phil. Christine Douaillon. — Feuilleton. Die Stadt zum ewigen Leben. Von Max Adler. — Aus der Hauptstadt. Herr von Möller. Von Ajax. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Berichtigung. — Anzeigen.

Die Seccession in der freisinnigen Vereinigung.

Von Dr. Cajus Moeller.

„Klein aber mein“ hat bekanntlich Eugen Richter einmal als den Grundsatz seiner Parteibildung und Parteitaktik bezeichnet. Er hat das Princip durchgeführt. Die Partei wurde klein und kleiner, aber sie blieb bis zuletzt in seiner Hand und sie ist dies wohl noch, nun körperliches Siechthum ihm die Führerrolle äußerlich erschwert. Auch bei dem besten Willen läßt sich derselbe Satz nicht auf seinen persönlichen Antagonisten Dr. Theodor Barth anwenden, den seit zwei Jahren jetzt die Ungunst der Wähler beiden Berliner Parlamentshäusern fern hält, der aber trotzdem durch publicistische Hebel die leitende Rolle bei seiner politischen Richtung zu behaupten sucht. Klein genug ist sie, sogar noch beträchtlich kleiner als selbst die des vorerwähnten Volkstribunen. Aber „sein“ ist sie wahrhaftig nicht, sie strebt nach allen Seiten auseinander. Bereits sind die Herren Brömel und Dr. Pachnide aus der Leitung der freisinnigen Vereinigung ausgeschieden und die Herren Ernst und Haack stehen im Begriff zu folgen. Der Letztere hat den Vorsitz im Hamburger liberalen Verein niedergelegt, nur weil ihm die nationalsocialen Elemente jenes Vereins mit ihren Bestrebungen nicht gefielen. Jener Linkliberalismus klammerte sich an die nationalsocialen Bewegung, um dadurch die wahlpolitische Grundlage zu vergrößern, es nützt ihm nichts, vielmehr werden die Reihen zusehends noch dünner. Herr Helmut v. Gerlach mit seiner Schwentung vom christlichen Conservatismus zur entschiedenen Demokratie wird dort wohl demnächst eine ganz besondere Specialität bilden.

Politische Inconsequenz zu verzeihen, hat man sich heutzutage gewöhnt, obgleich sie ganz besonders merkwürdig an Leuten wirkt, welche den Mannesstolz und die „Unentwegtheit“ gepachtet zu haben beanspruchten. Aber zu dieser milden Beurtheilung des Fahnenwechsels gehört ein Factor und dieser ist der Erfolg; unbelohnt geliebene Charakterschwäche stellt ihren Helden leicht zugleich in ein mitleidenswerthes und in ein lächerliches Licht. Unter der Firma der Unabhängigkeit von dem Fürsten Bismarck brach 1880 die Seccession von der nationalliberalen Partei ab; es waren die „ehernen Charaktere“ gegenüber den „Mollusken“; noch nicht acht Jahre darauf pries man fremdländischen Einfluß am deutschen Kaiserhof und englische Verletzung brandenburgisch-preussischer Hausgesetze, nur weil zwei Portefeuilles in Aussicht gestellt

waren. Der in den hochconservativen Organen gelegentlich offen verkündete Anspruch auf gewisse preussische Minister- und sonstige Staatsposten ausschließlich für den Geburtsadel muß Jeden peinlich berühren, der den deutschen Süden kennt und der weiß, daß sich schon Rheinland und Holstein schlecht auf pommerisch regieren lassen, geschweige reichspolitisch der deutsche Süden. Aber wie sich im Frühsommer 1888 das „entschieden liberale deutsche Bürgerthum“ politisch und moralisch geschädigt hat, geht kaum in einen Folianten zu schreiben. Es war ein wahrhaftes ruere in servitium, ein Wetteifern in Knechtseligkeit an denselben Stellen, wo wenige Monate vorher der unbezwungene Mannestroz geherrscht hatte und kurz nach dem 15. Juni jenes Jahres von Neuem die zottige Hochbrust wieder schwellen sollte. Damals ist für die clericalconservative Herrschaft im Reich und in Preußen für Jahrzehnte der Würfel geworfen, zugleich aber damit die Wiederzunahme des Particularismus in Süddeutschland entschieden worden. Zwei Momente wirkten da wahrhaft verhängnißvoll zusammen. Heinrich v. Sybel hat dies vorausgesagt, freilich in optimistischerer Richtung; er meinte vor 1866, daß die norddeutsche Principienfestigkeit und der zugreifende praktische Sinn des Südens zusammen wirken müßten, um das neue Deutschland zu schaffen. Vor jetzt einem Vierteljahrhundert haben beide Factoren sich vereinigt, leider in negativer Tendenz und mit entsprechendem Effect. Der nachtragende Groll aus dem preussischen Verfassungskampfe führte den weit überschätzten Herrn v. Jordanbeck, der wenig mehr war als ein bauernschlauer Herr von geringem Gesichtskreis, mit gewissen süddeutschen Elementen zusammen, die in den Volksvertretungen ihrer Heimathländer genug und übergenuß an die Auffassung deutscher Parteipolitik als eines kleinlichen Intriguenspiels mit Versenkungen und Hintertreppen gewöhnt waren; der dort im Vertrauen mit Vorliebe angewandte Ausdruck war „die Affenkomödie“. Ausländische Beobachter haben in früheren Zeiten den geringen Ernst der Deutschen im Staatswesen kritisiert; das war in den Zeiten nationalen Uebermuthes vor dem entsetzlichen Glend der Glaubenskriege. Aber daß sich zwei Menschenalter nach den napoleonischen Zeiten wieder eine so gründliche Frivolität vordrängen würde, hat doch wohl kaum Jemand erwartet; selbst der realistische Fürst Bismarck bekannte nach der Reichstagswahl von 1881, seine Landsleute politisch sehr überschätzt zu haben. „Die grundverkehrte deutsche Nation“ pflegte in mitleidiger Geringschätzung Gustav Adolf zu sagen.

Der Arbeit und des Fleißes Feld umstecken,
Daß sich die Freiheit dreh'n nicht mag, noch wenden.
Es kann ein Buchstab auf der Wacht sie pflanzen
Und in des Strafrechts Paragraphen stecken!

Gott walt' die Noth! Viel Hegenkessel wallen
Am Sonnenherd, drin sich ihr Glück bereiten
Die Menschheit möcht'. Doch von den Brühen allen,

Die Blasen treiben im Verlauf der Zeiten,
Am elendsten ist jene ausgefallen,
In der des Staates Künste brodelnd streiten!

Die so oft beobachtete Thatsache, daß zwei erst meinen, vor Liebe sterben zu müssen und dann doch ganz gut weiter leben können, hat er verstanden, in treffende Verse zu gießen. „Sie lebten, zu leugnen war es nicht, trotz allen geschworenen Eiden.“ Das ist nicht ohne feinen Humor und überleg'nen Spott, aber im Allgemeinen ist er wenig dazu geneigt und sieht überall mehr den Schmerz als die Lust.

Des kann wohl Niemand sich rühmen,
Daß ihm in Kummer und Schmerz
Als Held ohne Furcht und Tadel
Allzeit bestanden sein Herz . . .

Ist doch auf Erden viel Sammers
Und Noth und Sorgens genug,
Und in der Schale der Leiden
Für Jeden ein tapp'rer Zug!

Einen ähnlichen Gedanken spricht er in zwei Vierzeilern außerordentlich poetisch aus, wenn er uns mit Kindern vergleicht, die ohne Verstand im Bilderbuche der Zeit stöbern und das Glück mit hastiger Hand verblättern. Er selber ist ja auch kein Stürmer und Dränger, der sich Welt und Glück mit Gewalt erobern möchte, die beschauliche Ruhe im kleinen Thal gilt ihm mehr als die stolze Höhe des Siegers. Und es hört sich genau an, als wenn es von unser'm lieben alten Fontane wäre, wenn der freiherrliche Sänger das Glück der Familie preist:

Nicht rechten sollst Du mit Gottes Gedanken,
Wenn Dich das Schickal bei Seite gestellt
Und Dir mit des Hauses engenden Schranken
Verlegt die Ferne, verbaut die Welt.

Ist doch der Friede die Sehnsucht des Lebens,
Und wenn das Glück sich erschaffen läßt,
Auf schweifenden Wegen sucht man's vergebens,
Im Heerdezwinkel, da hat's sein Nest!

Fircks hätte es nicht übel genommen, wenn er erfahren hätte, daß Fontane nach ihm Aehnliches gedichtet hat. Er weiß sich in einem seiner Doppelvierzeiler, in denen er Meister ist, zu trösten: „Wie die Kiele auch wandern im Sprachmeer herum: Wir laden einer des andern Gedanken nur um.“

Die stille Ergebung in das Schickal schießt einen tiefen Pessimismus nicht aus, der sich in den ergreifenden Versen zu erkennen giebt, in denen er sich einen Gast am Tische des Lebens nennt: „Die Kost war ärmlich und herzlich schlecht, nach Reue schmeckte die Freud', nach Thränen der Jubel, die Lust nach Pein und die Lieb' nach Jammer und Leid“ . . .

Auch in seinen Balladen zeigen sich die Eigenschaften, die sich in den Liedern finden, die männliche Befinnung und das fromme Gemüth. Und welch' prächtiger Humor offenbart sich in dem Gedicht „D weh!“, mit dessen Vortrag jeder Recitator seiner durchschlagenden Wirkung sicher sein kann! In dem scherzhaften „Schattenspiel“ aber hat er einen später von Maupassant feiner und zierlicher ausgearbeiteten Gedanken schon lange vor dem großen Franzosen gehabt. Echt deutsch ist dagegen die Ballade vom starken Walter, der nach wildem Leben ein Mönch wird und dann bei einem Ueberfall des Klosters die Räuber nach ruhiger Beendigung seines Gebets einen nach dem andern zu Boden schlägt. Bemerkenswerth ist überhaupt, daß sich nicht das geringste Russische in den Versen dieses Balten zeigt, daß er sich vielmehr als echter deutscher Patriot in seinen neun Sonetten von 1870 zu erkennen giebt.

Den Beschluß der Sammlung bildet die epische Dichtung „Fergus“. Hier wird man schon gleich zu Anfang durch die Diction lebhaft an unsern Scherenberg, wie er sich besonders in seinem „Waterloo“ zeigt, erinnert. Da ist dieselbe schwere Bildersprache:

Die Pflugschaar der Geschichte,
War der Kohorten Phalanx über's Feld
Der Erde schollenbrechend hingegangen,
Und tiefe Gassen führten durch die Völker
Vom Mittage bis in die Mitternacht.

Allmählig ermüdet aber diese Art der Poesie. Wir sind glücklicher Weise durch eine zu realistische Schule gegangen, um heute noch an Ausdrücken Gefallen zu finden wie „die Geschichte war an Nordens Küste waffenlaut gestiegen“ oder „Da brach gewaltig von den Sternen eine Stimme in das Jahrhundert. Um die Erde ging ein Zittern.“ Wie geschraubt, wie gemacht klingt da Vieles! Von einem Prediger des Christenthums, der den kriegerischen Schottenkönig ernst anschaut, heißt es, „er schritt mit dem Blick in seine Seele“. Das steigert sich bis zur Unverständlichkeit, wenn dieser Pilger sagt: „Ich rufe Dich mit meines Gottes Zürnen aus seiner Himmel grimmestiefer Brust!“ Der Ansicht des Herausgebers, daß der „Fergus“ ein gewaltig dahinschreitendes Heldenlied voll Wucht der Darstellung, Anschaulichkeit der Bilder und Größe der Handlung sei, werden sich wohl Wenige anschließen. Die Handlung selbst ist nicht nur dürftig, sie entspricht wohl auch kaum dem, was er eigentlich gewollt hat. Er wollte eine Verherrlichung des christlichen Glaubens geben, den Sieg des Christenthums über das Heidenthum schildern, — und der Sieg wird mit den Waffen erstritten, während es logischer gewesen wäre, ihn ohne Schlacht, nur durch die Macht der neuen Idee kommen zu lassen. Die Freude an möglichst prächtiger Schilderung, an hochtönenden Versen ist allem Anschein nach mit dem Dichter durchgegangen und hat ihn ganz von dem ursprünglichen Plan abgelenkt.

Fircks Stärke liegt nicht hier, auch nicht in seinen Balladen, sondern in den kleineren lyrischen Sachen. Hat man aber die Lectüre dieses schönen Buches beendet, so kann man sich eines wehmüthigen Gedankens nicht erwehren: Hier war nun ein feiner gesellschaftlichen Stellung nach auf den Höhen der Menschheit wandelnder, begabter Dichter, und doch hätte man kaum etwas von ihm erfahren, wenn nicht der feinsinnige Herausgeber und der hervorragende Verlag sich des verdienstlichen Werkes der Bekanntgabe unterzogen hätten. Wie viele solcher verschollenen Talente mag es in einfacheren Kreisen geben? Ja, Heinrich Leuthold hat Recht, „der Mantel der Vergessenheit, er deckt der Besten viele zu!“ Deshalb mögen diejenigen, denen das Glück zu Theil wurde, schon bei Lebzeiten mit Lorbeer überschüttet zu werden, nicht allzu stolz darauf sein! Wie oft verdanken sie ihren Ruhm nur der aufdringlichen Claque einer dreisten Clique!

Der Psychologie des Familienblattes.

Von Dr. phil. Christine Touaillon.

Das Familienblatt hat die Epoche seines Glanzes hinter sich. Es gab eine Zeit — und sie ist noch nicht allzulange vorbei — da beherrschte es das Haus des Mittelstandes, und es läßt sich nicht leugnen, daß uns ein anheimelnd-warmer Hauch aus ihm anwehte. Wer jetzt mit leiser Wehmuth zurückblickt, dem fügt sich in das Bild stiller Häuslichkeit vergangener Jahre auch das Bild des Familienblattes ein, wie es voll Spannung erwartet, voll Eifer gelesen wurde.

Heut' ist das anders. Die berühmtesten Zeitschriften der verflossenen Jahrzehnte haben ihre Beliebtheit eingebüßt; sie sind meist nur noch in der Provinz und beim großstädtischen Provinzler zu finden: Alles, was sich zum modernen Menschen rechnet, lächelt über sie.

Was auf dem Gebiete der Zeitschrift entstand, dient anderen Strömungen. Theilweise vermittelt es tiefere Belehrungen, statt in populärer Weise die Oberfläche der Wissenschaften zu berühren, theilweise will es der Kunst auf allen Gebieten Rechnung tragen oder satirisch das Leben der Zeit begleiten.

Eben dadurch aber repräsentiren unsere Zeitschriften keine Abspannung, sondern eine Anspannung der Kräfte; sie beruhigen nicht, sie regen auf, und weil uns Modernen Erregung besser zusagt als Ruhe, verschwinden langsam jene Blätter, die man abends, im Lehnstuhl sitzend, zur Erholung las. Unsere Zeitschrift gehört in die Oeffentlichkeit, nicht an den Familientisch.

Ganz anders war die Tendenz des Familienblattes, das in den siebziger Jahren in Blüthe stand.

Nachkomme der Aufklärungszeitschriften des 18. Jahrhunderts, wollte es belehren und unterhalten, aber stets nur unterhaltend belehren. Es war der Prophet des Mittelmaßes, das Organ des Philisters.

Jetzt, da ein großer Theil des Publicums sich vom Familienblatt abgewendet hat, ist es vielleicht möglich, sein Wesen zu beleuchten; die Frage zu beantworten, was es wollte und was es erreichte; wem es gefiel und warum es gefiel.

Meine Ausführungen gehen wohl am Besten von der bekanntesten aller deutschen Zeitschriften, der „Gartenlaube“, aus. Sie stellt den durchschnittlichsten Typus des Familienblattes dar, und die Erscheinungen, welche man an ihr feststellt, lassen sich im großen Ganzen an allen anderen Erscheinungsformen der Familienzeitschrift wahrnehmen.

Im Jahre 1853 gegründet, wies sie zu Ende ihres ersten Jahrganges 6000 Abonnenten auf. Tastend, unsicher, beginnt sie ihre Laufbahn. Erzählungen ungleichen Charakters wechseln mit einander ab. Ein Autor rechnet auf den gefühlvollen Theil des Publicums, der Armuth und Edelsinn nicht oft genug verkörpert sehen kann; ein Anderer bietet dem abenteuerfächtigen Leser bunte Bilder aus allen Ländern; ein Dritter berichtet von blutigen Kämpfen, von Scheintod und Erwachen auf dem Secertisch und befriedigt so die Liebhaber des Schaurigen.

Noch herrscht kein bestimmtes Genre in der Gartenlaube vor. Das Ereigniß und seine Seltsamkeit bildet noch die Hauptsache und der knappe Bericht läßt kein rechtes Behagen entstehen. Dieser Art blieb die Gartenlaube längere Zeit hindurch getreu, bis sie zu Ende der sechziger Jahre in ein neues Jahrwasser gerieth. In ein günstiges: Die Abonnentenzahl schnellte um das Doppelte, das Dreifache und Vierfache in die Höhe; sie steigt bis zu 150000, 300000 und mehr, so daß der Erfolg der Gartenlaube, schon in Zahlen ausgedrückt, einzig dastehend, ungeheuer ist.

Wir können uns heute kaum mehr vorstellen, welchen Einfluß sie besaß, wie sehr sie gewohnt war, in hundert Dingen das entscheidende Wort zu sprechen. Fast in jedem deutschen Hause ist sie zu finden; weit über die Grenzen des Reiches dringt ihr Name. Dem Auswanderer, dem Anjiedler jenseits des Meeres ist sie liebe Erinnerung an die Heimath; längst verloren Geglaubte giebt sie einander wieder; bei allen Unternehmungen steht sie an der Spitze, und während des Krieges von 1870 muß sie ein Feldabonnement eröffnen, weil die deutschen Kämpfer ihre gewohnte Lectüre nicht entbehren können.

Was war es, das einem Blatte so ungeheuren Erfolg, so beispiellose Wirkung auf die Masse verschaffen konnte?

Wir suchen jene Männer, welche uns die Blüthe des deutschen Romanes darstellen, vergebens in der Liste ihrer Mitarbeiter. Freitag, Keller, C. F. Meyer, Storm, Fontane und Heyse haben entweder keine oder nur vorübergehende Stätte in der Gartenlaube gefunden, — in jenem Blatte, das sich rühmte, dem Volke das Beste zu bieten.

Ihre Mitarbeiter recrutiren sich zum größten Theile aus weiblichen Autoren; die männlichen Mitarbeiter sind heute halb oder ganz verschollen. Unter ihnen spielten Hermann Schmid, Levin Schücking, Gerstäcker damals wohl die bedeutendste Rolle; zu einem Erfolge, der an den der weiblichen Größen auch nur entfernt heranreicht, haben sie es aber nicht bringen können. Marlitt, Werner, Heimbürg, Luise Mühlbach, Amelie Godin —: das sind die Frauen, denen das Familienblatt verdankt, was es erreicht hat.

Daß sie theils mittelmäßige, theils ganz unkünstlerische Naturen waren, unterliegt heute keinen Zweifel mehr. Und doch waren sie die Ursache des unbestrittensten Erfolges, der Gegenstand des größten Beifalls.

Sucht man den Grund dieser Erscheinung, so muß man von dem Gedanken ausgehen, daß es gerade die Mittelmäßigkeit war, die diesen Erfolg hervorrief. Das Mittelmaß lieferte gemeinsame Züge, welche den Beifall erzeugten und sicherten.

Diese Züge sind im Allgemeinen dem Manne, der sein Geschlecht rein darstellt, seltener eigen als der Frau. Im Familienblatt freilich verschwindet häufig die Grenzlinie zwischen männlichem und weiblichem Schaffen, die sonst so stark ausgebildet ist. Da assimiliert sich der Roman des Mannes immer mehr dem Frauenromane, der im Anfange, bevor er zu eigener Selbstständigkeit gelangt war, von ihm Manches entlehnt hatte.

Der Roman des Mannes hat im Allgemeinen entweder ein Problem zur Grundlage oder eine mehr oder minder scharf ausgesprochene Tendenz.

Mit einem Problem ist dem Philister nicht gedient. In dem Begriffe „Problem“ liegt ja die Unlösbarkeit. Die Unlösbarkeit aber hat dem Philister nie zugesagt: er will Alles reinlich getrennt, klar entschieden sehen — und daß die Vernunft ihre Grenzen hat, das Urtheil sich oft vor einem Unfassbaren bescheiden muß, sieht er nicht ein. Die Tendenz in ihrer Einseitigkeit ließ sich schon eher ertragen. Man nahm sie mit in den Kauf; überwucherte sie aber, so wandte man sich dem Frauenromane zu, der anders beschaffen war.

Der Frau von künstlerischem Mittelmaß (nicht der Künstlerin, die nie im Familienblatte heimisch wurde) ist das Problem Nebensache. In allererster Linie interessirt sie sich für das Schicksal; dann für die Charaktere. Die weibliche Phantasie scheint sich nicht, wie die des Mannes, Selbstzweck zu sein. Die Frau hat selten die selbstlose, schöpferische Freude an den Bildern ihrer Einbildungskraft; sie verfolgt in ihrem Schaffen (meist unbewußt) eine Nebenabsicht. Die Absicht, sich das, was die Wirklichkeit ihr versagte, in einer irreellen Welt zu verschaffen; das, was das Leben ihr gab, scheinbar schöner zu gestalten, als das Leben selbst es vermochte.

Diesem Bestreben entspringt wohl der größte Theil weiblicher Thätigkeit auf dem Gebiete des Familienblattes. Jene dilettantischen Erzählungen sind, soweit sie nicht materieller Sorge entsprangen, denn auch fast durchweg von unbefriedigten Frauen verfaßt. Warum hört die Frau zu schaffen auf, sobald sie glücklich ist? Man sucht das dadurch zu erklären, daß sie im Glück des Schaffens an sich Ersatz für anderes Glück gefunden habe. Aber sollte diese Behauptung richtig sein, dann müßte man vor Allem beweisen, daß das Schaffen für die Frau wirklich ein Glück sei. Und dem widerspricht die Thatsache, daß sie trotz ihrer Thätigkeit ebenso unbefriedigt bleibt, wie sie es ehemals war. Weßhalb beschäftigt sich ferner die Frau fast ausschließlich mit dem Roman? Jenes Schaffensglück sollte sie in gleichem Maße auch bei einer Bethätigung in den anderen Dichtungsgattungen empfinden können. Aber sie hat weit weniger das Bedürfniß, ihr Innerstes zu erschließen, als der Mann, und zum Drama fehlt ihr eben die Gabe, sich mit anderen Gestalten als mit sich identificiren zu können.

In diesen Frauenromanen aber kommt im Grunde genommen doch immer nur sie selbst vor. Und was beginnt die Frau mit sich?

Das Mädchen, dem die Ehe versagt blieb, malt in seinem Romane scheinbar den anderen, in Wirklichkeit sich selbst, das Zustandekommen einer Heirath aus. Die Häßliche, Mißachtete, wählt ein reizloses Mädchen zur Heldin, das sich plötzlich verschönert und den Mann seiner Wahl erhält. Die sich zur Kunst berufen glaubt und sich ihr doch nicht widmen kann, schildert eine Künstlerin, die erreicht, was sie selbst nicht erreichte. In der Schöpfung der Frau dreht sich überhaupt fast alles um eine Verbesserung. Der Held steht Anfangs tief unten auf der Leiter des Glückes, während er am Ende ihre höchste Sprosse erklimmen hat. Im Männerroman dagegen handelt es sich meist um Dinge, die mit der Glücksfrage des Einzelnen wenig zu thun haben. Kein Wunder! Das einzige Lebensproblem, das an die Frau des Durchschnitts herantritt, ist die Frage: Glück oder Unglück? — und so ist es auch das Einzige, dessen Verkörperung ihr Genuß bereitet. Daher auch der falsche Idealismus, der im Familienblatte heimisch ist. Während der Dichter das Geschaute, Erlebte schildert, verbessern diese Dilettanten das Leben und seine geheimnißvollen Wege und stellen gerade das dem Erlebten Entgegengesetzte dar: weil sie es wünschten, scheint es ihnen möglich.

Man spricht oft rühmend von der lebhaften Phantasie der Frau. Aber es herrscht ein eigenthümlicher Abstand zwischen ihrer künstlerischen Phantasie und jener, die ich ihre Lebensphantasie nennen möchte. Ich selbst habe diesen Zwiespalt oft genug gefühlt. So oft sich meine Gedanken mit dem eigenen Schicksale beschäftigten, trieb meine Phantasie die bunteste Reihe von Blüthen. In dem Augenblicke aber, da ich versuchte, das Leben einer erdachten Person auszuschnücken, schwieg sie. Selten dürfte das anders sein; nur dürften sich die meisten Frauen dessen nicht bewußt werden. Sie halten ihre Heldin, die ihr idealisirtes Ebenbild ist, für ein Geschöpf ihrer Phantasie. In Wirklichkeit schaffen sie nur sich, und ihre Arbeit gleicht einem Opiumrausch. Während sie mit ihrem Helden leben, sind sie glücklich; nachher um so unbefriedigter.

Dieser ideelle Ersatz für Freuden, die das Leben versagt, bietet sich aber nicht nur dem Schriftsteller, sondern auch dem Leser. Jeder Autor findet sein Publicum, das ihm gleich ist und das Gleiches befriedigt.

Die Lesewuth der Frau ist wohl zum größten Theile ebenfalls dem Wunsche, sich zu betäuben, auf Rechnung zu setzen. Deshalb zieht sie die Lectüre vor, die ihr schmeichelt, die sie wenigstens in den Augenblicken des Leserausches in jene Lagen versetzt, welche ihr begehrenswerth erschienen.

Die Schöpfungen weiblicher Autoren erfüllten diese Wünsche, indem sie das Hauptgewicht auf die Handlung legten. Welcher Art diese war, das läßt sich ebenfalls aus meiner Behauptung ableiten. So fand sich denn im Familienblatte kein weit hergeholter Stoff; keiner, der über das Leben, wie man es mittelbar oder unmittelbar kannte, hinausging. Die Stoffe aus der Gegenwart überwogen bedeutend; in jenen aus der Vergangenheit war alles so sehr mit Zügen unserer Zeit durchwoben, daß die Leserin sich mühelos mit dem Patriciermädchen des 15. Jahrhunderts identificiren konnte. Man schwärmte für das Princip der idealen Ferne, das gefärbte Glas, durch welches man das Leben in rosenrother Beleuchtung, in „poetischer Verklärung“ sehen konnte; nirgends aber war eine wirkliche Ferne in den Kreis der Romanstoffe einbezogen. Im besten Falle operirte der Verfasser mit historischer Scenerie; alterthümliche Umgebung, archaische Redewendungen repräsentirten ihm den historischen Roman. Wenn Albrecht Dürer von seinem Weibe ausgescholten wurde und Hans Sachs dem Helden des Romanes Schuhe anmaß, dann sonnten sich Autor und Leser in dem

Hochgefühl, ein Stück deutscher Vergangenheit geboten und kennen gelernt zu haben.

Aus dem Leben der Gegenwart wurden naheliegende Stoffe entnommen. Das Familienblatt war das Organ des deutschen Mittelstandes; darum zeigt es gerne den Beamten, den Kaufmann, den Gelehrten. Auch hier kann der Leser sich und sein Leben wiederfinden; er kann Vergleiche anstellen, welche der unkünstlerische Sinn, dem nicht das Kunstwerk, sondern die Beziehung auf sein Ich entscheidend ist, stets anzustellen pflegt.

Aber das Familienblatt hätte sein Publicum nicht verstanden, wäre es bei diesem Milieu stehen geblieben.

Bekanntlich übt das Leben social Höherstehender einen gewissen Reiz auf die meisten Menschen aus; die Frauen pflegen diesem Reiz am Stärksten zu unterliegen. Das größte Talent des Familienblattes war es, ausgesprochenen und unausgesprochenen Wünschen seiner Leser entgegenzukommen; und so finden wir bald den Hof in zahlreichen Romanen. Am beliebtesten ist das kleine Fürstenthum, dessen Lebensführung der bürgerlichen ähnlich ist und in dem beide Kreise ungezwungen in Verbindung gebracht werden können.

Gleichförmig wie das Milieu, in dem sich der Roman der deutschen Zeitschrift jahraus jahrein bewegte, waren seine Motive.

Die Liebe mußte fast ausschließlich den Aufwand von seelischen Conflicten bestreiten. Niemals zeigt sich die starke Ähnlichkeit, welche alle Romane des Familienblattes haben, deutlicher als bei der Betrachtung dieses Motivs.

Eine Zeitschrift, die sich als „Familienblatt“ bezeichnet, ist nicht jeder dichterischen Schöpfung zugänglich. Die Schranken, welche sie sich zu ziehen pflegt, sind eng. Und so hat bei der Aufnahme von Romanen nicht die Frage entschieden: Kunst oder Mache? sondern die Frage: Uebereinstimmung mit unseren Principien oder nicht? Denn das Familienblatt ist an die Dichtung mit Grundsätzen der Moral und des Behagens herangetreten und hat darüber jede Fühlung mit der Kunst verloren.

Der Liebesroman wurde begünstigt, mußte sich aber dem Princip, das ich das Tugendprincip nennen will, anpassen.

Diese Tugend war freilich keine echte, hochherzige, freie und stolze Tugend; sie war die Tugend des Philisters, kleinlich, engherzig und langweilig.

Die Liebe durfte nur maßvoll geschildert werden, mußte stets einen platonischen Beigeschmack haben. War es durchaus unvermeidlich, daß von der Leidenschaft gesprochen wurde, so sollte es nur indirect geschehen, und wie in Folge eines Uebereinkommens ereigneten sich Liebeszenen von etwas heißerer Temperatur meist hinter den Kulissen des Romans.

Die Sinne waren gänzlich ausgeschaltet, entsprechend der Aufgabe, die sich das Familienblatt gesetzt hatte: die deutsche Sitte treu zu bewahren. In anderen Dingen hatte das Familienblatt freilich kein so zartes Gewissen. Seinen Helden ist nicht immer das empfindlichste Ehrgefühl eigen, und wo es sich nicht um die Sitte handelt, zeigt es große Toleranz.

Nach dem Ehrencodex der „Gartenlaube“ kann ein Vergehen gesühnt (und so ein Ehehinderniß beseitigt) werden, wenn der Held eine gute That begeht. Hat ein Mann, dem sie wohl will, sein Ehrenwort gebrochen und sich dadurch der Geliebten unwürdig gemacht, so entsteht ihr zu Liebe ein Krieg, der Ehrlose verdient sich durch unerhörte Tapferkeit das eiserne Kreuz und alles ist in Ordnung. — In sexueller Beziehung aber wurde das Tugendprincip unerbittlich gehandhabt. Das hatte traurige Folgen.

In hundert Fällen schnitt es die Möglichkeit ab, lebenswahre Gestalten zu schaffen, schaltete eine ganze Reihe interessanter Conflict einfach aus und erzeugte ein verzerrtes Lebensbild.

Gewiß, man kann einwenden, daß Lectüre für die Familie auf manche Erörterung verzichten muß, weil sie in unreifen Köpfen Schaden anrichten könnte. Damit hat man aber eben nur bewiesen, daß das Familienblatt kein Boden für die Kunst ist.

Für den Autor lag nicht unerhebliche Gefahr darin. Manchem Schriftsteller, der auf Erwerb angewiesen war, war das Familienblatt zur Aufnahme seiner Werke hochwillkommen. Mancher hat sich seinen Forderungen bewußt und unbewußt gebeugt und sich dem Geschmacke der Leser assimiliert; manches Talent hat so unberechenbaren Schaden gelitten.

Auch noch andere Schranken setzte das Familienblatt seinen Arbeitern. Unter den Aufgaben, die es sich gestellt hatte, war die Pflege der deutschen Gemüthlichkeit gewesen. — Wenn man gerecht ist, muß man sagen, daß es dieses Ziel auch erreicht, daß es freundliches Behagen, anheimelnde Wärme verbreitet hat.

Aber die Gemüthlichkeit hat auch eine negative Seite: die Kunst hat sich nur selten mit ihr vertragen.

Und doch ist das Princip des Behagens einer der wichtigsten Factoren bei dem Maßstab, den das Familienblatt an seine Romane anlegt.

Nicht bloß das starke Gefühl, sondern auch die Tragik wird mit scheelem Auge angesehen. Der bekannte Standpunkt: „Das Leben ist traurig genug; ich will nichts Trauriges lesen“ ist nicht, wie man uns gerne glauben lassen möchte, der Standpunkt einer anderen Kunstanschauung, sondern er ist zu allen Zeiten und während jeder Kunststrichtung einfach der Standpunkt des Philisters gewesen. Ihm kam das Familienblatt auf's Willigste entgegen.

Das Unglück darf nur in soferne verwendet werden, als es die Schlechten trifft — man vergleiche das Tugendprincip! Sonst aber dient es nur zur Contrastwirkung und löst sich schließlich in Glück auf. Eine kleine Dosis Traurigkeit ist nicht zu verachten; sie erlaubt jene sentimentale Stimmung, in der sich der Philister „Sonntags und an Feiertagen“ so wohl fühlt, und befördert das Aufkommen der Rührung, in der er sein gutes Herz bewundern kann.

Und so kommt denn höchstens ein trauriges Ende auf fünfzig glückliche Lösungen. Der Leser soll ja nicht an eine Härte und Ungerechtigkeit des Schicksals glauben müssen. Das könnte seinen Gleichmuth stören, die Gemüthlichkeit von seinem Tische verbannen.

Auch alles Uebrige entspricht dieser Grundsatz. Niemals zieht das Familienblatt etwas Drückendes, Qualendes in den Kreis seiner Betrachtungen. Mit der Armuth beschäftigt man sich nicht gerne; wer es doch thut, schildert entweder die glückliche, zufriedene Armuth, oder der — discret behandelten — traurigen Noth wird durch Wohlthäter schnell ein Ende gemacht.

Es war nicht schwer, Romane zu finden, die dieser Tendenz entsprachen; besonders unter den Frauenromanen. Der Frau wurde der Optimismus in einer viel reichlicheren Dosis zugemessen als dem Mann; sie lernt auch weniger vom Leben als er. Dieser Optimismus bildet eine ernstliche Gefahr für die Frau, welche sich der Kunst zuwendet. Sie betrachtet das Leben nicht mit klaren, sehenden Augen, um von ihm zu lernen und das Erlernte, Erfchaute in ihrer Dichtung zu verwerthen. Nein, ihr Blick ist getrübt, ihre Sinne sind verdunkelt: die mittelmäßige Frau sieht nicht das, was ist, sondern das, was sie sehen möchte.

Und nun lohnt es sich wohl, den Roman des Familienblattes auf diese Behauptung hin zu untersuchen.

Die Felsenwände, vor denen der Wille machtlos zurückweichen muß, kennt er nicht. Keine der unübersteiglichen Schranken, die das Leben aufrichtet, ist dem Familienblatte unübersteiglich.

Die Verfasserin behandelt ihre Menschen und deren

Lebensbedingungen mit souveräner Gewalt. Aus Liebe wird Haß, aus Haß Liebe, aus Verachtung Werthschätzung; aus schlechten Menschen werden mit einem Schlage gute. Was ein Mensch Unschönes, Schwerfälliges, an sich trug, das verschwindet, wenn ihn die allgewaltige Liebe berührt. Dann wird der Stumme zum Redner, der Einfältige zum Denker, der Feigling zum Helden. Das menschliche Können hat keine Grenzen, am Wenigsten dort, wo die Liebe herrscht.

Die psychologische Wahrscheinlichkeit wird so ganz außer Acht gelassen; die einzige Wahrscheinlichkeit, der man nachstrebt, ist die der Ereignisse.

So kennt die Verfasserin des Familienromanes keine Schwierigkeiten; sie illustriert das Gegentheil des schönen Ausspruches, den Jakobson's Edle Lyhne (freilich eine andere Romanfigur!) thut: „Es giebt kein einziges Hinderniß, das sich aus der Wirklichkeit hinausträumen läßt“. Für sie giebt es kein einziges Hinderniß, das sich nicht hinausträumen ließe — und darum hat sie weder ein Lebensbild geschaffen, wie sie gerne glaubt, noch Poesie, wie sie sich dem Angriffe gegenüber verteidigen möchte: nichts als ein kraft- und werthloses Zwitterding.

Dieser Unwirklichkeitsinn der Frau kommt sogar in den kleinsten Zügen zur Geltung.

Man beobachte einmal ihre Namensgebung. Eine Frau muß schon ein sehr starker Geist sein, wenn sie sich soweit überwinden kann, ihre Helden mit Namen des Alltags zu benennen. Ich greife aus einem solchen Romane auf's Geratewohl einige Namen heraus: „Thea Gerold“ — nun, das geht noch an; „Reginald von Conventius“ ist schon bedenklich schön — aber „Thor von Hammerstein“: so hat wohl noch kein Mensch geheißt!

Auch die Sprache entspringt dieser Art. Sie ist nicht dem Leben entnommen, und in dieser Beziehung hat der Roman des Familienblattes besonders schädlich gewirkt, indem er zur Förderung und Einbürgerung der conventionellen Romansprache beitrug.

Die Phrase prägt sich dem Auge und dem Ohre ein, und man fragt sich bald nicht mehr: wie würde ein Mensch in dieser Situation sprechen? Die Sprache des Romanes ist uns oft stärker in's Gehör gegangen als die Sprache des Lebens, die ja für ein nicht künstlerisch geschultes Ohr viel weniger markant ist. So wird sie bald unbedenklich angewandt und hingenommen.

Ja es würde die Untersuchung lohnen, zu beobachten, wie stark die Romansprache sogar auf die Umgangssprache eingewirkt hat. Die Entwicklung der Phrase hängt gewiß auch mit der Lectüre zusammen.

Wie sich das Familienblatt der Liebe gegenüber verhalten hatte, verhielt es sich auch bei den wenigen und meist der Ausschmückung dienenden anderen Motiven seiner Romane. Sie hatten theils socialen, theils religiösen Charakter.

Der Adel, zu dem man praktisch mit geheimer Sehnsucht aufblickt, wird theoretisch dem Bürgerthum nachgestellt. Das begreift man leicht, wenn man sich an das Publicum des Familienblattes erinnert. Der Werth, den die Arbeit verleiht, wird hervorgehoben; die Geringschätzung des adeligen Nichtsthuers kräftig ausgedrückt. Oder man heftet dem Romane die sogenannte freisinnige Tendenz an, verurtheilt das Pfaffen- thum, brandmarkt Aberglauben und Frömmerei. Nirgends leuchtet ein tieferer Gedanke hervor, nirgends eröffnet sich ein neuer Ausblick.

Man könnte diese Richtung mit dem Einwande verteidigen, daß gerade Gedanken solcher Art dem Durchschnittspublicum mehr nützen konnten als tiefe und bedeutungsvolle Betrachtungen. Gewiß, auch das Lesebuch hat seinen Werth; nur darf es nicht glauben, auch literarischen Rang zu besitzen. Mancher Gedanke des Familienblattromanes mag dem Halbgebildeten eine Offenbarung gewesen sein; spielt sich die „Gartenlaube“ aber als Hüterin der Kunst auf,

rühmt sie sich der „edelsten Geistesgaben“, die sie „der deutschen Nation dargeboten habe“, dann muß man diese Anmaßung zurückweisen.

Es ist interessant zu beobachten, wie sich hier Autor und Publicum unaufhörlich beeinflussen.

Ein Buch ist ein abgeschlossenes Ganze, das sich zudem nicht so sehr an einen voraus bestimmten Leserkreis wendet. Die Leser fühlen gewissermaßen, daß sie etwas Fertiges vor sich haben, das ihnen nicht mehr von Capitel zu Capitel entgegenkommen kann. Sie nehmen es hin, wie es vor ihnen liegt, und raffen sich selten zu absprechenden Urtheilen auf.

Bei der Zeitschrift verhält es sich ganz anders. Dem Buch trat der Durchschnittsleser mit einer gewissen Ehrfurcht entgegen; er begab sich von vornherein der Kritik.

Der Abonnent aber fühlt sich seltsamer Weise als Gönner; er verlangt (vielleicht auch unbewußt durch die scheinbar unfertige Form der Fortsetzung veranlaßt) von „seiner“ Zeitschrift direct oder indirect, daß sie nur bringe, was ihm paßt.

Oft bildet sich ein Verkehr zwischen ihm und dem Blatte heraus. Durch den Beifall, der sich nicht nur, wie bei dem Buche durch erhöhten Absatz, sondern auch unmittelbar durch „Zuschriften aus dem Leserkreise“ ausdrückt, wird das Familienblatt stets in Kenntniß von den Wünschen seiner Abonnenten erhalten. — Die Form der Fortsetzungen bringt den Leser überhaupt in viel nähere Berührung mit der schriftstellerischen Arbeit. Er sieht die Dinge gewissermaßen in der Entwicklung vor sich und unterliegt unbewußt der Versuchung, in diese Entwicklung selbst einzugreifen.

Zwischen dem Erscheinen zweier Fortsetzungen liegt eine längere Pause. Und nun combiniren seine Gedanken das Schicksal der Romanfiguren weiter. Der Leser rät: Was mag wohl jetzt mit dem Liebhaber geschehen? Wen wird die Heldin wählen? — und giebt sich allerhand Vermuthungen hin. Trifft nun die nächste Nummer des Blattes ein, so vergleicht er zunächst unwillkürlich, ob der Autor Aehnliches vornahm wie er. War das nicht der Fall, so stellt sich bei unserm Leser die Frage nach dem Grunde dieser anderen Combination ein — und auf solche Weise betreten auch un-kritisch veranlagte Gemüther den Weg der Kritik.

Da das „Fortsetzung folgt“ so stark die Frage nach dem Kommenden anregt, — beim weiblichen Leserkreise natürlich am Stärksten — so hat es auch eine liebevollere Beschäftigung mit den Romanfiguren zur Folge, als die Buchform sie erzeugt.

Das mag einen der Gründe für die überaus große Wirkung bilden, welche der Familienblattroman auf Autoren- und Leserkreis ausgeübt hat.

Auf die Entwicklung der Charaktere hat die Form der Fortsetzung jedoch gewiß keinen günstigen Einfluß genommen. — Für sie eignen sich am Besten scharf umrissene, mit groben Zügen gezeichnete Gestalten, denen positive Ergebnisse zustößen.

Complicirte Naturen, Menschen, die Augenblicksstim-mungen unterworfen sind, Charaktere, welche aus widersprechenden Zügen bestehen, wie es im Leben zu sein pflegt, lassen sich eben so schwer in den Grenzen dieser Form zur Darstellung bringen wie zarte innerliche Schicksale. Feine Beobachtungen, zwischen den Zeilen laufende Andeutungen gehen in der Zerissenheit der Fortsetzungen meistens verloren. Die indirecte Darstellungsweise bleibt wirkungslos, wird un-verständlich. — Unwillkürlich wird der ständige Mitarbeiter des Familienblattes von solchen Erwägungen beeinflusst werden und seine Weise mehr der Art zu nähern suchen, in der der Decorationsmaler zu arbeiten pflegt.

Betrachtet man nun die Charaktere des Familienblattes näher, so sieht man, daß sie nicht nur an der geistigen Enge sondern auch an der mangelnden Beobachtungsgabe derer leiden, die sie schufen. Merkwürdig! Eine Betrachtung des

Familienblattes hat es hauptsächlich mit weiblichem Schaffen zu thun; und der Roman der Frau, deren feine Beobach-tung immer gerühmt zu werden pflegt, sollte solche Mängel haben?

Es ist gewiß kein Irrthum.

Die Frau beobachtet das Kleine, das Einzelne; von diesem wieder das Aeußerliche. Sie entdeckt manchen Zug, der dem Auge des Mannes verborgen blieb. Aber sie be-gnügt sich damit, ihn zu entdecken: sie zieht keine Consequenzen daraus.

So bleibt ihr der Zusammenhang verborgen; sobald es sich darum handelt, die Details zusammenzufügen und einem größeren Gesichtspunkte unterzuordnen, ist die Grenze der weiblichen Durchschnittsbegabung überschritten. Manches ist gut beobachtet, fein beurtheilt. Aber was zusammen ge-hört, welche Gleichheiten und Widersprüche ein Mensch in sich vereinen kann und welche nicht: das zu erkennen, bleibt ihr versagt.

Das Familienblatt hat alle seine Menschen nur von einer einzigen Seite aus gesehen und nur dann, wenn es gerade seinem Zwecke diente, wurde er von zwei — dafür freilich meist grundverschiedenen und unvereinbaren Seiten betrachtet.

So schuf es denn jene Figuren ohne einen Funken von Lebenswahrheit, die gerade wegen dieses Mangels dem Publicum so herrlich zusagten. Es freute sich, mit seinen Menschen nach Belieben schalten zu können; unbekümmert, daß sie dadurch zu Marionetten wurden. Paßte es, so war ein Mensch dumm; wurde sein Verstand benöthigt, nun, so wurde er eben klug, Phlegmatiker versielen in rasende Leiden-schaft — und das Alles brachte jene „Kunst“ zu Stande, deren einziger Zweck es war, Unterhaltung zu bieten.

Die Handlung spielte sich nach dem Grundsätze der Veränderung ab. (Man verwechselte diesen Begriff mit dem der Entwicklung.)

Nichts steht in diesem Wechsel der Erscheinung fest; man kann sich in dieser Romanwelt auf nichts, aber auch auf gar nichts, verlassen. Und doch giebt es ein Recept, das gleich zu Beginn eines solchen Romanes Klarheit über den Schluß gewährt.

Zu Anfang stehen, mathematisch ausgedrückt, die Gruppen

$$\begin{array}{ccc} a + b & x + y & e + f \\ \text{nebeneinander. Am Schlusse sieht das Bild dann gewöhnlich} \\ \text{so aus: } & a + y & x + b & e + g. \end{array}$$

f ist, damit doch etwas Neues geschieht, eliminirt worden; an seine Stelle ist g getreten ($g > f$).

Der Autor hat es wie ein Kind gemacht, das sein Kaleidoskop schüttelt: Da und dort sind neue Bilder ent-standen. Lebensbilder entstehen freilich anders.

Wer einige Jahrgänge eines Familienblattes gelesen hat, kann mit Leichtigkeit eine Reihe von Typen ausscheiden, die sich in verschiedenen Spielarten immer wiederholen.

Das ungebändigte, herzensreine Naturkind, Typus Heide-prinzesschen und Gänseliesel; die stolze Schönheit, die in eifriger Starrheit an der Seite des ungeliebten Mannes lebt, Typus Lore von Tollen; der muntere neckische Backfisch, der Alles von der heiteren Seite nimmt, Typus Wally Ernst-hausen, das sind so die hervorragendsten Vertreterinnen der Weiblichkeit nach Ansicht des Familienblattes.

Der Mann, von der Schriftstellerin noch bedeutend un-wahrer geschildert, wird durch den Finsternen, eifig Kalten, dargestellt, aus dem plötzlich glühende Leidenschaft hervor-bricht; durch den wilden Jüngling, den erst das Leben zähmt; durch den zielbewußten reifen Mann, der von Edelmuth und Ent-sagung trieft, und durch ähnliche Figuren aus Leinwand und Sägespänen.

Am Tollsten hat es in dieser Art G. Werner getrieben. Jahraus, jahrein hat sie die hohlen Charaktere vorgeführt, die sich stets auf vier Grundtypen zurückführen lassen. Der

bereits beschriebene Finstere, vom Leben hart Geprüfte; sein weibliches Gegenstück, voll Stolz, Hochmuth und Härte: Zuerst in Haß, dann in Liebe verbunden, werfen sie plötzlich Alles von sich, was sie unliebenswürdig machte.

Als Gegenspieler figurirt der mit trockenem Humor begabte Phlegmatiker, dem der reizende neckische Kobold zu Theil wird.

Das Ganze wird dann mit einer poetisch verklärten Naturerscheinung — Lawinensturz, Alpenglühen — in Zusammenhang gebracht, und ein Roman von jener Sorte ist fertig, dem das Publicum des Familienblattes Jahre lang zujubelte.

So gefiel es dem Leser, und so war es recht. Es würde gewiß die Mühe einer Untersuchung lohnen, in welche Wege der deutsche Roman durch solche Einflüsse gedrängt wurde.

Man hat oft über die nachtheilige Wirkung der sogenannten Backfischliteratur gesprochen. Ich glaube, daß der Roman des Familienblattes geistig und moralisch eine ähnliche Wirkung auf die Erwachsenen ausübt.

Beim Manne liegt diese Gefahr ferner. Er kennt das Leben selbst; ihm ist der Roman nicht mehr als Zerstreuung, die wenig Einfluß auf ihn auszuüben vermag.

Bei der Frau verhält sich das anders. Sie, der der Roman so unendlich viel bedeutet, läßt sich in ihrer großen Reizempfindlichkeit auch stark von ihm beeinflussen. Aus ihm kann das Mädchen kein richtiges Bild des Lebens gewinnen; aber auch die Frau mißt nicht den Roman an ihrem Leben, sondern ihr Leben an dem Roman.

Das junge Mädchen ist nicht mehr im Stande, sich durch das Leben selbst auf sein Schicksal vorbereiten zu lassen; von dem Leben echte Eindrücke, primäre Gefühle zu empfangen. Nein, es tritt schon mit einer ganzen Reihe bestimmter Erwartungen in's Leben ein, — unfähig, es naiv aufzunehmen und mit Gedanken zu begleiten, die aus dem eigenen Innern kommen. Ein Wall von fremden, unwahren, nicht vom Leben selbst abgeleiteten Gefühlen umgiebt es. Ich glaube, wir alle haben das an uns erfahren: wie sehr dieses Fremde aber unser Leben, unser Schicksal beeinflusste, das können wir nicht mehr berechnen.

Der Roman des Familienblattes an sich beschäftigt nicht lange; er hat nichts, was später noch zum Nachdenken anregen könnte. Ist der Genuß, den seine Lectüre gewährte, vorbei, so verlangt die Leserin, deren Geist nun wieder leer ist, nach einer Wiederholung. Und so wird Roman auf Roman verschlungen; Keiner läßt etwas zurück, das verworthen und verarbeitet werden könnte, und so verdrängt er nur die Lust zur Beschäftigung mit ernsterer Lectüre. Das Familienblatt hat der angebornen Oberflächlichkeit der Frau nur Vorschub geleistet, und seine Romane mit ihrer Leichtheit haben viel zu jener Verachtung der erzählenden Literatur beigetragen, in der sich mancher sonst urtheilsfähige und feinsinnige Mann gefällt.

Wie aber denkt die „Gartenlaube“, die uns als Beispiel dienen mußte, über das Verdienst des Familienblattes?

Sie spricht sich selbst darüber aus. „Den weiten Gesellschaftskreisen, die nur mit oft recht eklem Leihbibliotheksfutter ihr Bedürfnis nach Unterhaltung und Belehrung zu befriedigen suchten,“ wollte sie „den Zugang eröffnen zu dem Besten, das die Wissenschaften und die Künste zu bieten vermochten;“ sie wollte „diese Kreise emporheben und doch zugleich den höchsten Ansprüchen der Gebildeten gerecht werden“ und bildete sich auch ein, dies zu Stande gebracht zu haben.

In Wirklichkeit hat sie nur den Geschmack des Publicums, den sie schmeichelnd für das maßgebende Urtheil erklärte, noch weiter verbildet und in seinem Dünkel bestärkt. Er war freilich die einzige Instanz, die ihr recht gab, und darum schließlich die einzige Instanz, auf die sie sich berief. Das Volksbewußtsein, erklärt sie stolz, habe sich für ihre Schöpfungen erklärt, und dieses täusche sich nie.

Und doch kann gerade in der Kunst das „Volksbewußtsein“ nicht die entscheidende Stimme haben.

Es giebt ja gar kein reines Volksbewußtsein. Was man so nennt, das ist gerade so mit Einflüssen vermischt, wie das Bewußtsein des Gebildeten. Nur, daß diese Einflüsse fast durchweg negative, unkünstlerische sind. (Man denke an die Volksliedpoesie, an den Colportageroman, die Musik des Feierabendens.) Vor Allem aber verwechselt, wer so spricht, den unverfälschten mit dem unbeeinflussten Sinn.

Unverfälscht soll das Bewußtsein des Beurtheilers sein, — nicht unbeeinflusst. Denn eine Summe von ästhetischen Erfahrungen und ästhetisch umgebildeten Lebenserfahrungen gehört dazu, echte Kunst schätzen zu können.

Wer das Volk zum Kunsttrichter aufstellt, thut nichts Besseres als ein Mensch, der ein Kind zum Beurtheiler Goethes machen wollte.

Und so kann aus der Beliebtheit des Familienblattes gewiß kein Schluß auf seinen Werth gezogen werden, wie es uns so gerne glauben machen möchte.

Im Gegentheil: gerade sein beispielloser Erfolg muß Zweifel erwecken. Ein Kunstwerk, das Allen gefällt, ist ganz gewiß kein Kunstwerk. Denn nicht der quantitative, sondern der qualitative Erfolg — der Beifall der Berufenen — entscheidet.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Stadt zum ewigen Leben.

Von Max Adler.

Lange lag er in schwerem Sinnen. In einem Waldgarten, hoch droben auf den Bergen, hatte er sein Sommerzelt. Dort boten die dichten Blätter des wilden Weines einen klaren, runden Ausblick auf die Gipfel der braunenden Wälder und weit darüber hinaus in das wogende Meer der Luftferne. Als er erwachte und zu Thal stieg, erhob sich bereits vor seinen Blicken die prunkende Stadt. Andere hatten sie gebaut, sie, die er einst seine Brüder und Mitsstreiter nannte. Die Zeit seiner heiligsten Einsamkeit hatten sie zum Verrathe benützt. Wie ward ihm mund um's Herz, als er den prächtigen Koloss lustig und fertig in den Himmel ragen sah! Ihm gehörte ja ein Antheil an all' dieser Herrlichkeit, die seiner Seele so vertraut schien und zugleich so fremd; vertraut, wie der Königin ihr blinkendes Geschmeide, und fremd, wie dem waldgewohnten Reh die Hand des Jägers. Wohl erkannte er von ferne die Kunst seiner Brüder an den hohen, mächtigen Strebeböckeln, an den schlanken Giebeln und Wimpergen. Wohl ruhte vor dem basaltnen Thor der drohende steinerne Löwe, und von den Altanen flatterten die lebenden Zierden rankender Blüten wie leichte, grüne Schleier in die Lüfte. Aber etwas Unheimliches, Unsicheres, Freches lagerte über den Häusern. Er schritt durch die herrlichen Arkaden. Todestille. Nichts hörte er als seine Schritte und ihren Nachhall. Er blickte durch die hohen Fenster. Schräge Sonnenstrahlen spiegelten auf dem Parket der leeren Säle. Die schweren Thore überall geschlossen. Die Fensterrahmen und Nischen mit Staub bedeckt.

Wo war das Leben, das er da hineingeträumt? Wo die jauchzende reine Luft, die erdschwere Menschen zu Luftgeistern und Göttern erhöhen sollte? Wo war der holde Reigen, der bunte Tanz der singenden Jugend, Abends auf der windfrischen Wiese, wenn die violetten Wolken drunten vom Himmelrand her durch das helle hangende Grün der weißrindigen Birken schimmerten? . . . Wo war das reine Auge, der treue Mut des Knaben, der jauchzende Uebermut des schlanken, gazellenstinken Mädchens? . . .

Aus einem Hause ertönte eine Frauenstimme. Sie schwebte ganz sacht und leise nach oben und in die Ferne, um dann in kurzen, matten Accorden zu verklingen. Wunschloses Sehnen . . . Entgleistes Fragen . . . Irres Träumen . . .

Das Lied dieser großen, stillen, entgeisterten Stadt . . .

Am Südrande der Stadt floß ein breiter Strom. Menschen wandelten an seinen Ufern gleich Schatten. Eine seltsame, gespensterhafte Eile trieb diese Menge vor sich her. Sie drängte und krümmte sich wie unter der Wucht einer unsichtbaren Geißel. Es sind die überlisteten Kinder der Sorglosigkeit, jene Heloten, die, in niedere, schmutzige